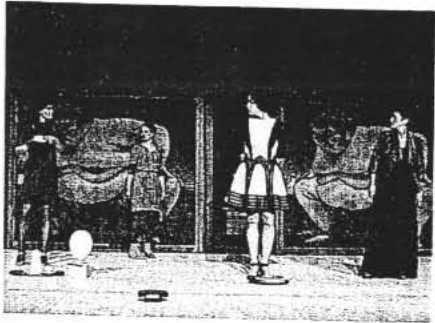


THEATER IN KÜRZE



CECILIA GLÄSKER

„PETRA VON KANT“ Stuttgart zeigt Fassbinders Beziehungsrui

Nur selten offenbart sich die Macht der Betonung in dieser Eindeutigkeit: „Auf Wiedersehen“ sagt Petra zu Karin, die gerade erst in ihr Haus und ihr Leben getreten war, und ein Fragezeichen hängt unsichtbar in der Luft. „Auf Wiedersehen“ antwortet Karin, und das Ausrufezeichen dröhnt wie ein Paukenschlag. Es ist der Triumph einer Okkupantin, die weiß, dass sie gewonnen hat: Sarah Sophia Meyer spielt diese Herzensbrecherin, Marietta Meguid gibt in Rainer Werner Fassbinders „Die bitteren Tränen der Petra von Kant“ ihr Opfer. Beide Darstellerinnen interpretieren, ganz im Sinne Fassbinders, im Stuttgarter Staatstheater die Liaison zwischen der Modedesignerin Petra und dem Modell Karin als Machtkampf. Wer liebt, leidet. Und er verletzt: Petra ertränkt ihre Bedienstete Marlene, die ihr doch in stiller Hingabe zugetan ist, in einem Meer der Missachtung. Dass Silja Bächli in Stuttgart den Kollateralschaden dieser Beziehungsrui schweigend verkörpert, mehr Mahnmahl der Opferbereitschaft als Protagonistin, ist ein gelungener Regieeffekt: Liebe braucht keine Worte, der Kontrast zur unentwegt plappernden Karin, die nichts hat und kann, ist offenkundig. Am Ende dieser Inszenierung von Laura Tetzlaff wird sich Petra allerdings befreien: Es sei schon spät, ein Besuch nicht mehr möglich, teilt sie Karin – die sie einst verlassen hatte und ihr jetzt zum Geburtstag gratulieren will – unterkühlt am Telefon mit. Der Alp der Liebe ist überwunden, zurück bleibt lediglich die gnädige Einsamkeit. *Martin Eich*

Termine: 14., 15., 17., 18., 19., 21. März;
Karten: (0711) 20 20 90

Tae Kim hat als Experte für nationale Sicherheit bei der CIA gearbeitet, dem amerikanischen Auslandsgeheimdienst. Kims Fachgebiet war das Entwickeln geopolitischer Strategien für Krisenregionen, vor allem Nordkorea. Er spricht Koreanisch und war im Feindesland in Geheimmissionen im Einsatz. Sein Alter gibt er nur mit „Mitte 30“ an. Heute berät Kim Unternehmen, die mit Korea handeln wollen. Auch bei der Entwicklung des Videospieles „Homefront“ hat er in Absprache mit seinem Ex-Arbeitgeber CIA geholfen. Mit Kim sprach Thomas Lindemann.

DIE WELT: Sie waren CIA-Agent und haben nun ein Videospiele mit entwickelt. Warum nimmt der Geheimdienst ein Spiel so ernst, dass er jemanden mitarbeiten lässt?

TAE KIM: Spiele sind von einem Kinderding zu einer gigantischen Medienbewegung geworden, viele sind heute größer und wichtiger als Kinofilme. Ab jetzt muss man verantwortungsvoll mit solchen Inhalten umgehen, es ist uns wichtig, ob dort Unsinn erzählt wird. Die CIA will, dass in Spielen politische und geheimdienstliche Aspekte richtig dargestellt sind.

Das Spiel ist härter als andere, nicht wegen der Brutalität, sondern weil es die beklemmende Atmosphäre einer Diktatur zeigt. Mischen Spiele sich jetzt in die Politik ein?

John Milius hat das Herz des Spiels geschaffen, der Co-Autor von „Apokalypse Now“ und Regisseur von „Die rote Flut“. Wir wollen dass die Leute von der Story wirklich ergriffen werden, deswegen musste so jemand her. Er schrieb auch einen Roman zum Spiel.

Trotzdem hat der Hersteller auch Sie dazugeholt. Sie waren Agent der C.I.A. Was war dort Ihr Job?

Ich darf nicht viel darüber reden. Ich war beim operativen Direktorat, das heute „National Clandestine Service“ heißt, ich habe Informationen im Ausland gesammelt für die Regierung.

Allein das Wort C.I.A. klingt aufregend und gefährlich.

Die Arbeit ist nicht wie in der Serie „24“ oder so, es ist eine Behörde. Papierkram macht den Großteil der Arbeit aus. Man sieht ja nie, wie James Bond Unterlagen ausfüllt, aber ich sage ihnen, er muss. Vielleicht fünf Prozent sind die aufregenden Geheimoperationen.



Gegen den Einmarsch der Nordkoreaner hilft

„Invasore nette Me

Noch mehr Katastrophen
Videospiele des Jahres, lässt
Gespräch mit dem CIA-A

DURCHBALLER

Das Videospiele „Homefront“ ist eine der größten Spieleproduktionen dieses Jahres. Die Story schrieb der rechtsreaktionäre Drehbuchautor und Regisseur John Milius.

Ego
sich
dun